

Der tiefere Sinn des Blabla

Smalltalk wird zu Unrecht als unnützlich und oberflächlich abgetan. Das Reden über das Wetter, ewige Baustellen oder den neuesten Promi-Klatsch stiftet Gemeinsamkeit. Und zwar umso mehr, je weniger die Gesprächspartner sich tatsächlich sagen. Von Lucia Theiler

Neulich hatte ich keine Lust, über das Wetter zu reden. Also sagte ich zu der Frau, die mich an einer Ladenkasse in ein Gespräch verwickeln wollte, ich hätte das Wetter als Thema satt. «Haben Sie nicht Kinder? Wie geht es denen?» Sie sagte, sie habe keine Kinder und das Wetter dieses Jahr sei wirklich besonders schlimm, viel zu warm. Ich sagte nichts. Sie war an der Reihe, bezahlte und ging.

Tage später, ähnliche Situation, gleiches Thema. Wir seien alle selber schuld am immer wärmer werdenden Wetter, antwortete ich dieses Mal. Ich zwar ein bisschen weniger als alle anderen, die mit dem Auto herumfahren. Aber trotzdem. Das Gespräch endete abrupt.

Zugegeben, diese Antworten, etwas forsch und vergänglich, kamen mir gar nicht leicht über die Lippen. Das war harte Knochenarbeit und ein Selbstversuch. Einmal nicht antworten, wie es die Konvention erfordert, geht das überhaupt? Ja, das geht schon, aber einfach ist es nicht.

Wie beim Radfahren

«Kommunikative Routine» nennt es Juliane Schröter, Sprachwissenschaftlerin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. So trainiert sind wir, dass wir uns der Abfolge von Floskeln nur schwer entziehen können. Auf ein «Wie geht's?» folgt stets ein «Danke, und dir?». Wie beim Radfahren folgt ein Tritt dem nächsten. Inhaltlich geben die Gespräche, die dann folgen, generell wenig her, sachlich gibt es kaum einen Grund, sie überhaupt zu führen.

Und trotzdem ist Smalltalk alles andere als trivial. Und schon gar nicht ist Smalltalk als Code zu begreifen, dass man sich nichts zu sagen hat. «Menschen tun normalerweise nichts, was vollkommen funktionslos für sie

ist», sagt Juliane Schröter. «Auch bei läufige, unverbindliche Gespräche sind sinnvoll.» Fragt sich nur, wozu?

«Smalltalk versteht man als Teil der phatischen Kommunikation. Im Zentrum steht die Beziehungspflege. Man zeigt, dass man in Kontakt sein möchte», erklärt Sylvia Bendel Larcher, Professorin für Deutsch an der Hochschule Luzern. Nachbarn im Treppenhaus etwa sprechen über offensichtlich Banales. Die Botschaft ist aber: Wir mögen uns, wir sind uns gut gesinnt, darum sprechen wir jetzt zusammen über nichts von Belang.

«Es gibt keinen Zweck, nur eine soziale Funktion», sagt Bendel Larcher. «Das bedeutet allerdings nicht, dass aus solchen vorerst belanglosen Bekanntschaften nicht wertvolle berufliche oder private Kontakte werden können.» Sprachwissenschaftlerin Juliane Schröter ergänzt: «Smalltalk dient nicht nur dazu, eine Beziehung zu pflegen. In solchen Gesprächen geht es vor allem um emotionale Werte, also darum, Vergnügen, Heiterkeit, Entspannung oder eine freundliche Atmosphäre zu schaffen.» Als Beispiel nennt sie Taxifahrer und Kunden, die in keiner besonderen Beziehung stehen, sich nie wieder sehen, aber dennoch sprechen - zum Beispiel über das Wetter.

Smalltalk ist eine Art sozialer Kitt, eine Art ständige Friedensverhandlung im ganz normalen Alltag, die hohe Kunst der Geselligkeit. Benimm-Experte Lord Chesterfield, der den Smalltalk vor mehr als 250 Jahren als

«Das Wesentliche am Smalltalk: dass man redet, um im Hier und Jetzt einen guten Moment zu teilen.»

Gesprächsgattung erfunden haben soll, hat ihn umrissen als belangloses Geplauder, das wenig bis nichts besagt und Hohlköpfen dient als Ersatz für das, was sie nicht sagen können, und Männern mit Verstand als Ersatz für das, was sie nicht sagen sollten. «Je nach sozialer Gruppe ändern die Themen», sagt Professorin Sylvia Bendel Larcher.

Nonprofit-Gespräche

Die Funktion von Smalltalk wird vielen nur intuitiv, als Erfahrungswissen, bekannt sein. Doch der Bedarf, das Unwesentliche richtig zu placieren, scheint gross. Das zeigt ein Blick in die Ratgeberecken der Bücherläden. Smalltalk gilt als Instrument für Networking, als «Softskill» im Beruf. Oder er gilt als oberflächlich.

«Bewertungen beider Muster erkennen das Wesentliche am Smalltalk: dass man nicht redet, um davon später zu profitieren - etwa von einer Information, die man im Gespräch erhalten hat, oder von einem neuen Kontakt -, sondern dass man redet, um mit dem Gegenüber im Hier und Jetzt einen guten Moment zu teilen», sagt Juliane Schröter.

Das Wetter eignet sich als Smalltalk-Thema daher besonders gut. «Das Wetter ist ideologisch nicht verfänglich. Man kann anknüpfen an ein Naturphänomen und eine gemeinsame Perspektive einnehmen. Man findet auf einer sehr banalen Ebene einen Konsens, indem man gemeinsam auf etwas schaut und es kommentiert», sagt Regula Schmidlin, Sprachwissenschaftlerin an der Universität Freiburg. Smalltalk sei unter Fremden kein Informationsaustausch, sondern ein Instrument zur Distanzüberwindung. Im Jargon spricht man von Joint Attention, also einer gemeinsamen Sichtweise. Im Wettergespräch einig zu sein, ebnet den Boden für weitere Gespräche. Die Anfangssequenz eines Smalltalks ist darum besonders wichtig. Forscher



nennen die ersten vier Minuten einer Begegnung die wichtigsten. Im kurzen Gespräch werde nach vier Minuten entschieden, ob wir eine fremde Person wieder sehen möchten oder nicht. Kein Wunder also haben sich meine «Versuchsdamen» an der Kasse nach den kantigen Antworten abgewendet.

Kooperationsprinzip

Es kann aber auch ganz anders herauskommen. Meinem Arbeitskollegen habe ich beispielsweise auf die Frage nach dem «Wie geht's?» geantwortet, ich würde gar nicht verstehen, wie er das meine. «Was geht wie? Mein

Leben? Also ich? Ich gehe auf zwei Füßen.» Und er: «Aha. Du meinst, immer schön vorwärts, oder?»

Nett von ihm, dass er nicht einfach davongelaufen ist. Und wie höflich erst, die Antworten von sich aus mit Bedeutung auszustatten. Für Wissenschaftler ist das plausibel. Sie argumentieren mit dem Kooperationsprinzip des Philosophen Paul Grice. Danach erwarten Gesprächspartner voneinander grundsätzlich ein kooperatives Gesprächsverhalten und suchen bei merkwürdigen Äusserungen nach Deutung. Juliane Schröter sagt: «Ihr Kollege interpretiert Ihr Verhalten als Scherz - und setzt den

«Und was gibt's sonst so?» – «Ach, dies und das.» – «Phantastisch!» – «Tja.» Die hohe Schule des Smalltalks liegt im Ungefähren.

Scherz in seiner Reaktion fort.» Sprachforscherin Regula Schmidlin sagt, je näher sich Personen kennen, desto eher würden Verstösse gegen Kommunikations-Maximen toleriert. «Wenn sich Personen gut kennen, steigt die Bereitschaft, Verstösse hinzunehmen.»

Hartnäckiges und genaues Nachfragen nach «Wie geht's?» ist aber auch dann nicht erwünscht. Als Paradebeispiele diesbezüglich gelten die Krisenexperimente aus den sechziger Jahren von Harold Garfinkel. Die Experimente dienten dazu, soziale Normen sichtbar zu machen und gesellschaftliche Verhaltensmuster zu entlarven. Sie sind inzwischen so legendär, dass die Amerikaner von «Garfinkling» sprechen, wenn Konventionen gebrochen werden.

Interpretation und Vagheit

Der Professor für Soziologie an der Universität von Los Angeles schickte damals seine Studenten los, um der Routine des Alltags auf den Grund zu gehen. Eine ihrer Aufgaben: in Alltagsgesprächen nach der genauen Bedeutung zu fragen, also etwa mit: «Wie geht es mir in Bezug worauf? Meine Gesundheit, meine Finanzen, meine Arbeit, meine geistige Verfassung?»

Solche Gesprächssequenzen endeten meist im Streit, so sehr ärgerten sich die Versuchspersonen darüber, dass die Studenten ihre vagen Äusserungen nicht nur interpretierten, sondern erbarmungslos selber vervollständigten. Verständigung basierte paradoxerweise in den meisten Alltagssituationen auf Interpretation und Vagheit, schlussfolgerte Garfinkel. Der Wechsel von Gesprächsgattungen, vom Smalltalk hin zu einer substanziellen Diskussion, erwies sich als höchst irritierend. Das zeigte sich besonders deutlich, wenn die Studierenden in Einkaufsläden mit den Verkäufern um den Preis zu verhandeln begannen.